

Spectrum

Die Presse

Redaktionelle Leitung: Dr. Karl Woisetschläger Zeichen der Zeit: Wolfgang Freitag Literatur: Dr. Harald Klaus Wissenschaft: Mag. Thomas Kramer
Alle: 1015 Wien, Parkring 12a, E-Mail: spectrum@diepresse.com, Homepage: http://www.diepresse.com/spectrum, Tel. 51414-Serie, Fax 51414-345

Elfriede Jelinek

„Wir müssen weg“ – ein neues Prosastück. Seite VI



„Und dann haben sie ihn in die Grube rein gehaut und zugeschüttet.“ Im Wald von Oberretzbach.

[Foto: Freitag]

Aus dem Inhalt

Rothschild kontra Fleck.

Juden, Katholiken und ihre Chancen in Österreich. Thomas Roth schild: „Ein paar ganz unpolenische Nachfragen zu Christian Flecks Häken im ‚Spectrum‘ von voriger Woche.“ SEITE IV

Franzobel: Zurück ins Ei!

Wie lange muss man Österreich klopfen, um seinen Mittelpunkt zu ahnen? Und woraus könnte dieser Mittelpunkt bestehen? Österreich 2005: ein Überraschungset. Von Franzobel. SEITE V

Israels Verweigerer.

Immer mehr Israels verweigern den Militärdienst. Sie gehen lieber ins Gefängnis, als in den besetzten Gebieten zu dienen. Ihr Ziel: Beendigung der Okkupation, als erster Schritt zu einem Frieden zwischen Israelis und Palästinensern. Ein Bericht von Natasa Konopitzky. SEITE V

Klaus Merz: „Los“.

Klaus Merz stellt keine Ruten ins Fenster und keinen Rettungsanker in Aussicht. Seine neue Erzählung „Los“, lässt der Hauptfigur ihr Geheimnis. SEITE VII

Bücher zum Staatsvertrag.

Rolf Steiningers und Manfred Rauchensteiners Bücher zu den Staatsvertragsverhandlungen ergänzen einander. Ersterer konzentriert sich auf die große, der Zweite auf die Innenpolitik. SEITE VIII

Wald: verflücht, verfinstert?

Im Schwarzwald laufen bereits Kampagnen gegen „Verflüchtung“. Wenn man vor Bäumen keinen Wald mehr sieht: ein Spaziergang durch Natur- und Kulturschicht des Waldes. SEITE X

Bahnhof Baden, neu.

Ein Dach mit zackenhafter Kraft, ein Damm als Element der räumlichen Struktur. Ansonsten Klarheit und kluge Angemessenheit. Der Bahnhof von Baden, nach dem Umbau. SEITE XI

IN OBERRETBACH BLÜHN wieder die Apfelbäume – auf der kleinen Lichtung, unterhalb des stillgelegten Steinbruchs. Und da, mitten im Wald, gleich neben den blühenden Bäumen, acht steinerne Stufen. „Kriegsgräber“ steht auf dem hölzernen Pfeil zu lesen, der vom Güterweg nach oben weist. Hinter der letzten Stufe ein kurzes Wiesenstück, dann zwei Gedenksteine. Vom rechten kündigt es wuchtig: „EIHRENFRIEDHOF 1939–1945“. Und darunter, bescheiden in der Größe: „Die hier gefallenen Soldaten wurden im Jahre 1970 in den neu angelegten Soldatenfriedhof Retz umgebettet“. „Gefallen“? Hier, wo kein einziges Mal während des Zweiten Weltkriegs einander Soldaten feindlicher Staaten gegenüberstanden? Auf dem linken, dem älteren, moosberzogenen Stein wird ein handbemaltes Schild deutlicher: „Hier wurden 21 unbek. Soldaten der deutschen Armee 1945 von einem N. S. Feldgericht erschossen“. Von einem „N. S. Feldgericht“? „Erschossen“, wieso? Und wieso „unbekannt“?

AM 13. APRIL 1945 IST DIE SCHLACHT um Wien geschlagen. Die Wehrmacht zieht sich zurück. Doch während der Krieg in der Stadt, die bald wieder Kapitale eines selbstständigen Staates sein wird, zu Ende ist, hat er 80 Kilometer weiter im Nordwesten eben erst begonnen. „Was wir seit längerer Zeit schon befrüchtet hatten, wurde am 18. April halb 3 Uhr abends traurige Wirklichkeit“, notiert Pfarrer Johann Trimmel in seiner Retzer Pfarrchronik. „Auf einmal war der abendliche Himmel voller Leuchtkugeln. Nun war es höchste Zeit, den Luftschutzkeller aufzusuchen. Kaum hatten wir den Keller betreten, krachten hinter uns schon die Bomben. Schwer geschädigt wurden zehn bis zwölf Häuser auf der Wieden. Ein Menschenleben war zu beklagen: Mauritz Wenzel, Cartenmeister des Pfarrgartens. Er hatte sich in den Hof herausgewagt, in seiner Nähe schlug eine Bombe ein, der Luftdruck hatte ihn buchstäblich geköpft. Der Kopf konnte ihn den Trümmern nicht

geborgen werden.“ Wenzel Mauritz wird, folgt man der Pfarrchronik, das einzige Retzer Bombenopfer geblieben.

Das Vorrücken der Roten Armee durch das Wehrviertel hat sich mittlerweile, nach der Kapitulation von Wien, deutlich verlangsamt. „Im Wesentlichen gleiche Lage“, heißt es immer wieder im Kriegstagebuch der Wehrmacht für den Einsatzraum der hier operierenden Einheiten. Zum einen seien, so Manfred Rauchensteiner in seinem Buch „Der Krieg in Österreich 45“, zu diesem Zeitpunkt „bereits fast alle die Sowjetunion interessierenden Teile Österreichs fest in der Hand der Roten Armee gewesen“; zum anderen sei die sowjetische Offensive weiter im Norden, auf tschechischem Boden, noch „nicht so erfolgreich verlaufen, wie es die sowjetische militärische Führung erhofft hatte“.

Die Folge: Die Sowjets verlagern wesentliche Truppenteile nach Norden. Die Front wird Retz und die benachbarten Orte Ober-, Mitter- und Unterretzbach nie erreichen, die Rote Armee wird erst nach der Kapitulation des Deutschen Reichs am 8. Mai einmarschieren. Und während in Wien alsbald die Geburtsstunde der Zweiten Republik zu feiern ist, wird in Retz und Umgebung noch drei Wochen lang, bis zum letzten Tag eines längst verlorenen Krieges, nach Henkerlust füllend, wen ein Feldgericht der Wehrmacht für desertionsverdächtig hält.

VON DER LIEBE in Zeiten des Kriegs. Zweit Leben – ein Film. Erster Teil. Österreich Anfang der Dreißigerjahre. Das Ehepaar Johann und Maria Bernhard, ansässig in Retz, hat seinem einzigen Sohn, Gottfried, eine technische Ausbildung in Wien ermöglicht. Gottfried darf sich nun Maschinenbauingenieur nennen – und findet dennoch, wie die meisten seiner Jahrgangskollegen, keine Arbeit in seiner wirtschaftlich wie politisch auf dem Boden liegenden Heimat. Im fernen Charkow hingegen, heute Ukraine, ist der Bedarf groß an technischen Fachkräften. Gottfried ist politisch in keiner Richtung engagiert, aber er

Anfang Mai 1945. In Wien herrscht wieder Frieden, 80 Kilometer weiter ein Feldgericht der Wehrmacht.

Wie viele Wehrmachtssoldaten hier gegen Kriegsende von der eigenen Armee erschossen wurden, weiß niemand. Den einen Toten hinter der Friedhofsmauer kennt man genau. Religion: „r. k., früher mosaik“. Die Gräber von Retzbach – eine Nachforschung.

Von Wolfgang Freitag

Wer da die Mörder sind

sieht eine Chance, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen: Gemeinsam mit mehreren Kollegen übersiedelt er in Stalins Sowjetunion, um am sozialistischen Aufbauwerk zumindest finanziell teilzuhaben.

In Charkow lebt zur selben Zeit die aus Moskau gebürtige Miliza Alexandrowna Maljarowa mit ihren Eltern, Maria und Alexander. Miliza arbeitet als Diplomchemikerin an der örtlichen Universität, ihr Vater ist Anwalt, Fachgebiet Internationales Recht, die Mutter Lehrerin für Latein und Russisch. Eine Freundin erzählt Miliza von einem Klub, in dem seit kurzem eine Gruppe junger Österreicher verkehrt. Bei einem Besuch dieses Klubs lernt Miliza den ein Jahr älteren Gottfried Bernhard kennen. Er spricht nicht Russisch, sie nicht Deutsch, er, der Eisenbahnsohn, kommt aus bescheidenen Verhältnissen, sie aus einem akademischen Milieu, und dennoch verstehen sie einander auf Anhieb. Im Juli 1934 wird getraut. Gottfried übersiedelt zu Miliza und seiner Schwiegermutter, mit der ihn die Lust am Kartenspiel und am Zigarettenrauchen verbindet. Milizas Vater wird Mitte der Dreißiger verhaftet, nach Sibirien deportiert und stirbt (verhungert) erfrüht noch während der Zugfahrt. Irgendwo in Westsibirien wirft man seine Leiche aus dem Zug.

Ende der Dreißigerjahre wird die Lage in Charkow für Miliza und Gottfried von Tag zu Tag schwieriger. Durch Österreichs „Anschluss“ ist Gottfried mit einem Mal feindlicher Ausländer und also potenzieller Spion. Für ein paar Wochen wird Gottfried gar von den Sowjets in Gewahrsam genommen. Nach zahlreichen Interventionen darf er schließlich in seine Heimat ausreisen. Miliza will ihre Mutter nicht in Charkow allein zurücklassen und beschließt zu bleiben. Formell müssen sich Miliza und Gottfried scheiden lassen, doch Gottfried verspricht, so rasch es geht zurückzukehren. Zehn Jahre will man einander, was auch kommen mag, verbunden bleiben.

JOSEFINE LÖSCHER WEISS ALLES. So gut wie. Gerade in diesen Tagen wird die längst pensionierte Frau Schulfürin von Veranstaltung zu Veranstaltung gerecht, Zeitzeugin und Geschichtelehrerin in einem. Und wer so Ende der Zwanziger zur Welt
Fortsetzung Seite II

Retzbach: Wer da die Mörder sind

Fortsetzung von Seite 1

gekommen ist, und set es nur die schmale Welt eines Provinzialösterreichers an der tschechoslowakisch-österreichischen Grenze, der kann schon etwas erzählen von den Wienern, die in den Dreißigern auf Land kamen, dort ein Stück Brot zu erbeuten, von den Retzer Jüdinnen, die nach dem „Anschluss“ Schuschnigg-freudliche Parolen von einer Gartenmauer an der Retzer Windmühlgasse reifen mussten, von den Retzer Juden insgesamt, die Eisenhändler-Familie König, dem Futtermittelhändler Ehrlich und all den anderen, die in die Emigration oder in die Vernichtungslager getrieben wurden, auch vom „Hrscz Kobert“, dem Altrentandler, und wie er eines Sommertages im Jahre 1938, bei Familie Löcherer ist gerade Heurgenauschank, vor der Tür steht und ihren Vater fragt: „Sepp, gibst du mit auch kein Glaserl Wein?“ Und: „Der Vater hat gesagt: Ich geb' dir was, aber geh aus Eick und setz dich dort hin und trink so schnell, wie es geht, denn wenn sie uns erwischen, bin ich dran und du auch.“

Das Retz des Jahres 1938: ein Stück Österreich – wie viele andere. Stück eines Österreichs, dessen Bevölkerung eben erst träumend von ihrer Selbstständigkeit Abschied genommen hatte. Ihre Heimen gefalteten Händen den bewegten Radlowen ihres väterländischen Kanzlers lauschend, Gottes Schutz anvertraut hat – und sich buchstäblich am nächsten Morgen in aller großen Würdigung versenken lassen des Willens der neuen Herren aufrufte. Schon am 14. März, zwei Tage nach dem Einmarsch der Wehrmacht, dankt ein neuer Retzer Bürgermeister – wie unzählige andere neue Bürgermeister – dem „Führer“ „In tiefster Ehrfurcht für die erlösende Tat“. Und wenig später will man gar die erst 1935 unter großem Pomp eingeweihten und also säkularstaatlichen Glocken im Stadtturm mit einer neuen Widmung versenken lassen: „13. März 1938 – Befreiung Österreichs“. Die Idee bleibt Kanzelpapier, nicht lange dauert es, da werden die Glocken zu Waffen für das neue Vaterland geschmiedet, und Österreich wird noch zwei weitere Befreiungen brauchen, um endlich wieder und nach allgemeiner Ansicht frei zu sein.

Joseline Löcherer, Jahrgang 1927, kann sich sehr gut erinnern: an Stimmung und Ereignis: der ersten wie der letzten Tage des Zweiten Weltkriegs, an Euphorie, Ermüchtung, Untergangsgedühle und kleine, frohlich wohlverborgene Widerständigkeiten. Und so weiß sie auch davon, was gegen Kriegsende in Mitterretzbach vor sich ging: weiß vom Feldgericht, das dort nach Gündürken Urteile über jene fällte, die aufgeführt wurden von den Feldgendarmen der Wehrmacht, den „Kettenhunden“, benannt nach dem an einer Kette befestigten Blechschild mit dem Schriftzug „Feldgendarmerei“, das ihnen um den Hals hing. Die, welche in deren Hände fielen, „das waren einfache Soldaten, die genug vom Krieg hatten, die heim wollten, oft aber auch versprengte Einheiten“. „Mir hat eine Bekannte erzählt, in Schattau, gleich hinter der heutigen Grenze, da haben sie einen jungen Offizier mit einer Gruppe von Soldaten erwischt, die hatten ihre Einheit verloren und wollten sie wieder finden, da ist ja alles drunter und drüber gegangen. Und das hat man ihm nicht geglaubt und hat die einfach kaltblütig niedergeschmetzt auf dem Feld, wo man sie gestellt hat.“

„VOLKSSCHÄDLING“, „FEIGLING“, „Veräter“ nannte man sie und nennt man sie gar nicht so selten noch heute; die Wehrmachtsdeserteure. Ein besonders unerschrockener heimischer Bundesrat mit Aussicht auf Höheres durfte ihnen kürzlich gar entgegenschmettern, sie seien „zum Teil Kameradenmörder“ gewesen. Zum Teil Thomas Gekmacher hat in einer einschlägigen Studie, publiziert in dem von Walter Manoschek herausgegeben Band „Opfer der NS-Militärjustiz“, die Größe dieses „Teils“ zu quantifizieren versucht und unter 1276 österreichischen Wehrmachtsdeserteuren ganze fünf oder 0,39 Prozent gefunden, die physische Gewalt anwandten, um sich dem Wehrdienst zu entziehen. Anders gesagt: 99,61 Prozent der Deserteure hatten sich keines Gewaltdelikts schuldig gemacht.

In Deutschland ist man mittlerweile über solche Zahlenspiele einigermaßen hinaus: „Über eines sollte Einverständnis möglich sein“, hielt Volker Ulrich schon 1991 in der

„Zeit“ fest, „darüber, dass die Frage der Bewertung der Desertion im Zweiten Weltkrieg sich nicht trennen lässt vom Charakter dieses Krieges, der von Anfang an auf die Untertöpfung und Vernichtung ganzer Völker zielte. Angesichts dieser verbrecherischen Dimension des Krieges waren Wehrkraftsetzungen und „fahnenflucht“, war überhaupt jede Form der Verweigerung eine achternwertige, moralisch gebotene Handlung.“

Eine Handlung allerdings, die in vielen Fällen in den Tod führte. „Kein anderer Staat ist derart brutal gegen Deserteure und andere ungehorsame Soldaten vorgegangen wie das nationalsozialistische Großdeutsche Reich“, schreibt Maria Fritsche in ihrer wegweisenden Arbeit „Entziehungen“ über „Österreichische Deserteure und Selbstverstrümmel in der deutschen Wehrmacht“. Doch vor allem in den letzten Kriegsmonaten seien „trotz fanatischer Propaganda und Androhung von Repressalien immer weniger bereit gewesen, ihr Leben zu opfern“. Am 13. März 1945 wird „der gesamte Raum des Heimaufgebietes“ zum „Kriegsgebiet“ erklärt: „Straftaten gegen die Manneszucht oder das Gebot des soldatischen Mutes sind innerhalb 24 Stunden Kriegsgerichtslich oder standgerichtlich abzuurteilen“, lautet der unmissverständliche Befehl. Und sich trotz fliegender Ständergerichte, trotz flanzendeckender, geradezu verbissener Suchaktionen von SS, Feldgendarmen und Feldpolizei dem Wehrdienst zu entziehen, dazu gehört mindestens ebenso viel Courage, wie seine vermeintliche Soldatenpflicht zu tun.

Ein Beispiel: Anton Piegler, Der gelernte Fernmeldearbeiter Jahrgang 1929 aus Waschbach bei Retz, der eben erst seine Ausbildung abgeschlossen hat, erhält seinen Einberufungsbefehl Mitte April 45: „Ich bin mit vier anderen zur Militärmeidstelle, die in der Retzer Alstadt, im ehemaligen Frauenkloster untergebracht war. Und bei der Einberufungssitzung so ein alter Herr und sagt: Ja Burli, was wollts denn ihr da?“

„Wir haben ihm die Einberufung gezeigt. „Was soll i sagen? Hinkomma solls. Wauns hinkommst, was hinkommst und obs kummst, des wair i net.“ Er konnte halt nicht direkt sagen: Bletbis daheim.“ Anfangs wollen alle fünf dem vermeintlichen Ratslogge folgen, doch während des

Wartens auf den nächsten Zug verlässt die meisten der Mut. Nur Piegler bleibt, schlägt sich die folgenden letzten drei Kriegswochen auf Dachböden und in Hinterzimmern von Freunden und Verwandten in der Umgebung von Retz durch. Die anderen vier fahren ab, unter ihnen Pieglers bester Freund, Johann Landsteiner. Er wird nicht mehr zurückkehren, Piegler hingegen entgeht dem Tod, entgeht den „Kettenhunden“, entgeht dem Schicksal, dem Mitterretzbacher Feldgericht überantwortet zu werden. Heute ist er ÖBB-Bestenerier im Ruhestand – und Obmann des Retzer Kameradschaftsbunds.

MITTERRETZBACH, KAFFEGASSE 2. Ein zwetsköckiges Haus, glatte, graubraune

Fassade, eine braune gestrichelte Eingangstür, dahinter eine kurze Treppe und eine weitere Tür, diesmal eine, die die Entstehungszeit des Hauses deutlich erkennen lässt: Jahrhundertwende. Hier, im ehemaligen Pfarrhof, steck ein wenig ratlos neben der Kirche stehend (die Piarre wird von Unterretzbach aus seelsorglich betreut), hier wurde vor 60 Jahren Recht gesprochen – oder das, was manche damals für Recht hielten.

„Auch ein Feldgericht war zuletzt im Pfarrhof“, notierte Pater Urban in seiner Pfarrchronik, „und hat angeblich 27 Soldaten zum Tode verurteilt, die in Oberretzbach am Waldrand begraben liegen. Die Zahl weiß niemand.“ Oben, im ersten Stock, da war ein Saal“, weiß Erich Landsteiner, Weinbauer in Oberretzbach, Jahrgang 1930, „da waren die Gerichtsverhandlungen“. Und unten, am Landbach, in einem Haus seines Großvaters, seien die Verhafteten eingesperrt gewesen. „Ja met, schön war's net!“, wird dessen Bewohner sechs Jahre später in einer Reportage der „Arbeiter-Zeitung“ zitiert. „Da, nebenan, da war damals die Kanzlei. Da haben s' die von der Feldgendarmerei eingeleiteten Soldaten verhört, und da unten im Hof, da war das Gefängnis. Die Fenster waren schwer vernagelt, die Türen mit Ketten vermachet, und Posten mit entschertem Gewehr sind davogestanden. Clauben s' mit's, oft hat sich da was abgespielt, dass's schon a Jammer war.“ Ein Beitrag in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 1. November 1951: die einzige Publikation zum Feldgericht von Mitterretzbach, die jemals veröffentlicht wurde.

VON DER LIEBE IN ZEITEN DES KRIEGS. Zweiter Teil. Österreich im Frühling 1939. Zurückgekehrt aus Charkow, findet Gottfried Bernhard alles völlig verändert vor: Die Nationalsozialisten haben seine Heimat „hetm ins Reich“ geholt, die Juden werden in die Emigration gezwungen, auch die ersten Deportationen sind nicht mehr fern. Und Dietl Büstungsmünster läuft auf Hochtour. Da kommt ein Maschinenbauingenieur gerade recht. Gottfried findet Beschäftigung bei den Eisen- und Stahlwerken in Ternitz, damals Niederdonau, davor und danach Niederösterreich.

Am 1. September 1939 überfällt Hitler Deutschland Polen. Im November 1939 steht Gottfried vor der Musterung. Der Entschluss: „kriepsverwendungsfähig“. Im September darauf beginnt sein aktiver Wehrdienst: bei der Kraftfahrersatzabteilung 17 in Ems. Im April 1941 schließt er seine Ausbildung zum Kraftfahrer ab, sein erster Einsatzort: das „Generalgouvernement“, die von den Deutschen besetzten Gebiete Polens. Und so ist Gottfried in vorderster Linie dabei, als am 22. Juni 1941 der deutsche Feldzug gegen die Sowjetunion beginnt.

Drei Monate später die erste Verwundung: ein Steckschuss, das Projektil hege „entweder in der Bauchmuskulatur oder in der Leber“, diagnostiziert man im Wiener Reserveklinikum Vila vage. Egal, zurück ins

Feld. Der Vormarsch der Wehrmacht gegen Osten kommt rasch voran, Gottfried versucht, zu Truppenellen vor und um Charkow versetzt zu werden. Tatsächlich ist er an Ort und Stelle, als Charkow im Frühjahr 1942 von der deutschen Wehrmacht besetzt wird. Und eines Morgens sieht ein Wehrmachtsoldat vor Milizas Wohnungstr: Gottfried.

„AUS DEN LEZTEN – schrecklichen – Kriegstagen mit Standgericht, Todesurteilen und Exekutionen gibt es wenige Hinweise“, weiß einer, der es wissen muss: Ernst Bozemek vom Niederösterreichischen Landesarchiv. Und: „Man muss den wenigen noch lebenden Zeitzeugen nachspüren.“ Ich spüre nach, ich finde Hermine Nebenflügel, die Einzige, die sich heute noch einigermaßen an den Feldrichter von Mitterretzbach, einen Deserteuren, erinnern kann, denn der logierte bei ihren – mittlerweile verstorbenen – Nachbarn, in Mitterretzbach. Ich finde die Schwester eines ledigen Stiller, die nicht vergessen hat, wie sie, 17-jährig, gemeinsam mit einer Nachbarin ihren Bruder suchen gegangen ist von Retz nach Mitterretzbach und ihn dann auch gefunden hat in seinem Verlies, und er hat ihn herausgerufen: „Schauts, dass geschwind nach Haus kommst, sonst seids bei uns herum.“

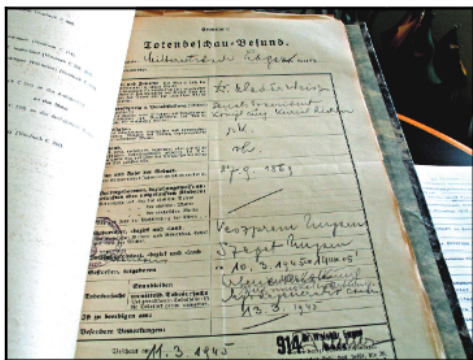
Und ich finde Eduard Bayer. Mit eigenen Augen hat der Oberretzbacher als Halbwehrtiger, sagt er, eine Erschießung gesehen, im Wald von Oberretzbach, auf jener kleinen Lichtung mit den Apfelbäumen: „Ich und der Nachbarsbub, wir sind hin und haben so lang gewartet, bis die einen hinausgeführt haben, links und rechts gesetzt. Den haben sie an den einen Apfelbaum angebunden, um den Bauch, dann haben sie ihm zweimal die Augen verbunden, das hat er sich runtergerissen, haben sie ihn halt so erschossen. Und dann haben sie ihn losgemacht, und, das vergess' ich nie, den haben sie bei den Füßen genommen und weggezogen, und da haben die Hände so gewackelt, hinten. Und dann haben sie ihn in die Grube retzgehaut und zugeschüttet.“

Ich versuche mir vorzustellen, wie das damals gewesen sein muss, wenn die Todgeweihten von dem Haus am Landbach den Hang hinauf durch Oberretzbach getrieben wurden, vorbei an Häusern mit Menschen, die sich ohnmächtig fühlen gegenüber dem mörderischen Treiben rund um sie, vorbei auch an dem Haus, in dem sich Karl König sechs Monaten versteckt hielt. Nach der Invasion in der Normandie hatte er sich von Frankreich Richtung Heimat abgesetzt, fand zuerst Unterschlupf bei einer Verwandten in Wien und kehrte schließlich zu Frau und Kind, nach Oberretzbach, zurück. Hier überlebte er, untertags auf dem Dachboden, während der Nacht im Weinkelker verborgen, zu dem er sich vom Weingarten aus einen eigenen Zugang gegraben hatte. Alle wussten es: die Familie, die Ukrainer, der auf dem Hof arbeitete, selbst der Bittgenosse. Und alle hielten still.

Überhaupt: Es wurde nicht viel geredet in diesen Tagen in Retzbach und Umgebung: weder über die Henkenrechte mit Gerichtsbeschluss, die da im Pfarrhof Todesurteil um Todesurteil fällen, noch über die Exekutionen im Wald oder über die Väter und Söhne, die in irgendwelchen Ställen, Kellern, auf irgendwelchen Heuböden des Kriegsende herbestehnten. Und schon gar nicht über die ausgemergelten Gestalten, die da mitten unter all den anderen in einem Rotbau hausten. Am 13. März erst hatten sie einen der ihren zu Grabe getragen, nicht auf, sondern hinter dem Friedhof von Mitterretzbach. Sein Name: Dr. Aladár Weisz, Senatspräsident und königlich ungarischer Kurialrichter. Geboren 1869. Todesursache laut Sterbeprotokoll: „Arterienverkalkung, Herzmuskelerkrankung“. Seine Religion: „r. k. früher mosalsch“.

RUNDSCHREIBEN NR. 98/44: Der Kreisbauernführer richtet es Anfang Juni 1944 an die Ortsbauernführer des Kreises Hollabrunn, zu dem Retz wie die drei Ortsteile von Retzbach gehören: „Betrifft: Einsatz von Juden in der Land- und Forstwirtschaft. Mit Rücksicht auf die Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft werden aus ostungarischen Gebieten evakuierte Juden als Hilfskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt. Die zum Einsatz gelangenden Juden sind als Konzentrationslagerhäftlinge zu betrachten, erhalten

„In Schattau, da haben sie einen jungen Offizier mit einer Gruppe von Soldaten erwischt, die hatten ihre Einheit verloren...“



„Die zum Einsatz gelangenden Juden sind als Konzentrationslagerhäftlinge zu betrachten.“ Totenbeschaubefund des Aladár Weisz, Standesamt Retz.

keine Ausweispapiere in die Hand und unterlegen der Verfügungsgewalt der Gestapo. Diese Juden sind schriftlich zur Arbeit anzuhalten. Ein Kontakt mit der deutschen Landbevölkerung ist strengstens untersagt und wird ebenso scharfsten geahndet."

Ende Juni 1944 kommen sie in Strasshof, nördlich von Wien, an, die gut 15.000 „evakuierten“, will sagen deportierten Juden aus den Ghettos von Szolnok, Szeged, Baja und Debrecen, in den folgenden Tagen werden sie auf Lager in Wien und Niederdonau verteilt. Sie sind zuzunehmen privilegiert, wobei ihre Privilegierung im Wesentlichen darin besteht, dass sie nicht gleich umgebracht werden. Als eine Art Zeichen des guten Willens und „zum Zwecke der Erpressung von Lösegeldern“ (so Sabalos Szita in seiner aktuellen Studie „Zwangslager, Todesmärsche, Überleben durch Illusionen“) lässt sie Eichmann in und um Wien „auf Eis legen“ und nicht wie so viele andere umgehend in Richtung Auschwitz expedieren. Das Reich braucht ohnehin dringend Arbeitskräfte.

Aichhof, Altenburg, Altenmarkt, Altlichtenwarth, Altnagelsberg, Alt-Prerau und so weiter quer durchs Alphabet. Bis in die hintersten Winkel von Niederdonau werden ungarische Juden gebracht, werden einquartiert in Baracken und Schuppen, Scheunen und Ställen, auf dass sie zu höheren Ehren der doch so streng arischen Wirtschaft Fronten setzen könnten. In Gewerbe- und Industriebetrieben, aber auch auf Bauernhöfen. Vergessen die Tage, da es den Gemeinden größte Genugtuung war, endlich „judenrein“ zu sein.

„Gemessen an dem schlechten Zustand, in dem diese Menschen waren, hat man aus ihnen herausgepresst, was nur möglich war“, weiß Eleonore Jappin, Historikerin am Institut für die Geschichte der Juden in Österreich. Womöglich auch in Retzbach?

Am 22. September 1975 richtet der Internationale Stichtest des Roten Kreuzes in Arolsen, Deutschland, ein Schreiben an die Gemeinde. „Aus den hier vorliegenden Unterlagen ist uns bekannt, dass in Nieder-Retzbach ein Judenlager bestanden hat.“ Man bittet um nähere Informationen. Drei Tage später antwortet die Gemeinde knapp, „dass es hier kein „Nieder-Retzbach“ gebe. Und dass sich hier im Übrigen „nie ein Judenlager befunden“ habe. Mittlerweile hat man in Arolsen die falsche Ortsbezeichnung entdeckt, ein weiteres Schreiben mit korrekter Frage nach einem Lager in „Mitterretzbach“ abgeschickt, das am 30. September 1975 ankommt. Und jetzt erst beginnt man in Arolsen die falsche Ortsbezeichnung zu entdecken, ein weiteres Schreiben mit korrekter Frage nach einem Lager in „Mitterretzbach“ abgeschickt, das am 30. September 1975 ankommt. Und jetzt erst beginnt man in Arolsen ernsthaft nachzuforschen.

Das Ergebnis, zwei Wochen später nach Arolsen gesandt: In Mitterretzbach habe sich „auf der Parz. Nr. 216 ein Bolshau“ befunden, in dem „ab Herbst 1944 bis etwa Mitte April 1945 zeitweilig Juden untergebracht“ waren. Konsequenz aus der Erkenntnis: keine. Respektive die hierzulande damals und noch lange Zeit übliche zügelte Vergessen. „Ich hab' von dem Lager, bevor sie gekommen sind, überhaupt nicht nichts gehört gehabt“, bekennt Manfred Nigl, Jahrgang 1982, heute Bürgermeister von Retzbach. Und es gibt keinen Grund, an seiner Aussage zu zweifeln.

MORDDAUFSCHEITUNG. Eine Szene. Ein Retzbacher Presshaus, um einen Tisch sitzen der Vater, der Sohn, ein Zuhörer. Im Hintergrund dröhnt eine Pumpe.

Der Vater: Die bäuerliche Mehrheit war ja gegen die Nazis. Es hat natürlich Trittbrettfahrer gegeben. Und im Anfang war das ja auch ein Morbschwung, der Wein hat viel Geld gebracht, man hat alles verkaufen können, auf einmal war Bargeld im Haus. Wie dann die Kriegserklärung mit Russland war, hat jeder gesagt: Jetzt ist wieder alles verloren. Aber von den Juden hat man damals nichts gewusst. Das mit den KZs, das ist erst in den letzten beiden Jahren durchgeschickert. Bei uns hat es ja keine Juden gegeben.

Die Pumpe dröhnt.

Der Sohn: Doch, doch, es gab eine Gruppe von Juden, die da als Arbeitskräfte gehalten wurden. Ich hab' da lange herumgestillt, und dann bin ich erst draufgestoßen, das wurde systematisch verdrängt.

Der Vater: Denen ist es verhältnismäßig eh besser gegangen.

Der Sohn: Na kommt!

Die Pumpe dröhnt.

Der Vater: Da hat's einen Bau gegeben, hätt' sollen für Zöllner sein. Und da, im Keller, hat ein Trupp Juden gewohnt, zehn, zwölf oder was, mit einem Pferdsgespann, und weil ja überall Arbeitskräftemangel war,



Das Skelett des Bruders identifiziert: Hedwig Stifter mit Bildern von Gottfried Bernhard und seiner Frau, Milza.

[Foto: Protag]

hat man sich die ausborgen können. Die Leute haben ihnen sicher etwas zu essen gegeben und sie auch nicht schlecht behandelt, aber das waren ja lauter Stadtleute, die gelitten haben unter bäuerlicher Arbeit.

Der Sohn: Ich kenn' das in anderen Varianten. Die waren in einem entsetzlichen Zustand. Es wundert mich, dass niemandem aufgefallen ist, dass das Sklaverei war.

Die Pumpe dröhnt.

Der Vater: Aber was hättest du denn machen wollen?

Der Sohn: Na, zumindest keinen holen. Der Vater: Ich hab' einem Zuckerrüben gegeben, hab' ihn gefragt, ob er Zuckerrüben will, die braucht man nicht kochen, die kann man roh essen, die sind nahrhaft. Kartoffeln muss man ja verarbeiten.

Der Sohn: Es war' nicht darum gegangen, etwas dagegen zu tun, aber zumindest das Bewusstsein, dass da Menschen herumgetrieben werden, ausgegerrigt, die da zur Sklaverei zur Verfügung stehen, dass man das im Gedächtnis behält und sagt: Ein Irrsinn. Wir haben immer nur gehört: Wir haben gar nichts davon gewusst.

Die Pumpe verstummt. Pause.

Der Vater: Aber was hätten wir tun sollen?

Lange Pause.

Der Vater: Was hätten wir denn tun sollen?

EIN STRUPPIGES DURCHNEINANDER von Grasern und Unkraut, ein Holunderstrauch, dazu rote Pastichhüllen von Grabkröten, leer geblieben. Inwendig unter diesem Gemenge hinter der Friedhofsmauer von Mitterretzbach ruht Aladár Wetz. Niemand weiß, was seinen Leidensgenossen widerfahren ist. Gegen Kriegsende seien sie Richtung Westen, hinauf ins Waldviertel gejagt worden, meinen sich Zeitzeugen erinnern zu können. Von wem? Wo? Arpad Vajgo, Aladár Wetz' Schwiegervater und mit Ausnahme des Toten bis dato der einzige Zwangsarbeiter des Lagers Mitterretzbach, dessen Name überliefert ist, findet sich weder in den Datenbanken des KZs Mauthausen noch in jenen von Theresienstadt, wohin man viele der ungarischen Juden, auf Todesmärschen quer durchs Land, getrieben hat, so man sie nicht gleich an Ort und Stelle umbrachte. Vielleicht sind die Juden von Mitterretzbach irgendwo in einem Straßengraben eilandig krepirt, vielleicht wurden sie von der SS im Waldviertel aufgegriffen und einfach hinter der nächsten Scheune niedergemacht, vielleicht auch hat mancher von ihnen überlebt. Die Hoffnung auf Antwort: gering. Dennoch: Nachforschungen beim Internationalen Stichtest in Arolsen sind eingeleitet.

VON DER LIEBE IN ZEITEN DES KRIEGES.

Dritter Teil. Sommer 1942. Charkow ist von der deutschen Wehrmacht besetzt. Gott-

fried überredet Milza, in seine Heimat zu übersiedeln. Milza willigt ein, doch ihre Mutter muss sie zurücklassen: Die erhält keine Ausreisegenehmigung.

Als Milza in Retz ankommt, findet sie sich in einer fremden Welt: sie, die Großstädtlerin, die Akademikerin, in einem kleinbäuerlich-kleinbürgerlichen Umfeld. Und: Sie kann noch immer kaum ein Wort Deutsch. Ein halbes Jahr versucht sie sich einzulernen, da fällt Sialingrad, die Sorge um die Mutter treibt Milza auf eine aberwitzige Reise quer durch Europa: über Rumänien gelangt sie zurück nach Charkow, erreicht es, die eigene Mutter als ihre vermeintliche Dienstreise nach Österreich zu bringen. Gottfried ist mittlerweile mit knapper Not der Einkesselung von Sialingrad entgangen. Im Frühjahr 1943 wird er an die belgische Kanalküste versetzt. Ihn und wieder ein Helmutlauf bringt ein Wiedersuchen mit Milza. Am 1. Mai 1944 kommt in einem Einbindungsgesetz der Stadt Wien, dem Brigittaspital, Iekaterine Margarete Bernhard zur Welt, als erstes Kind von Milza und Gottfried Bernhard. Einen Monat später steht Gottfried seine Tochter – ein erstes und einziges Mal.

Der Krieg geht seinem Ende zu. Immer näher schiebt sich die Front an Österreich heran. Flüchtlingsströme ziehen durch das Land. Milza hat Angst: In die Hände der Roten Armee zu fallen wäre für sie als Rüstingsschmied, was ihr widerfahren kann. Doch Gottfried hat sie gebeten auszuhalten, bis er wiederkomme. Sie entschließt sich, noch zuzuwarten. Gottfried ist mittlerweile bei einem Unfall am Knie schwer verletzt worden, kann nicht mehr gehen. In einem Lazarett bei Grein wird er notdürftig verarztet, dann schickt ihn der Arzt nach Hause, nach Retz. Es ist Mitte April 1945.

Ein Panzerfahrer nimmt Gottfried mit, trägt ihn eines Sonntagmorgens ins Haus seiner Eltern, wo er Milza und seine Tochter wiederzusehen hofft. Doch die sind nicht mehr da. Tage davor hat sich Milza mit Kind und Mutter etwern der Flüchtlingszüge Richtung Westen angeschlossen. Gottfrieds Überlebenswille ist erloschen. Vergeblich versucht ihn sein Vater zu überreden, seinen Genesungsurlaub im nahen Wehrmachtslazarett verlängern zu lassen, ein Lechties bei seiner Verletzung. Gottfried will nicht mehr.

Ende April stürmen Feldgendarmen bei der Tür herein, nehmen Gottfried unter der Anklage der Desertion fest, tragen ihn aus dem Haus, bringen ihn nach Mitterretzbach, vor das Feldgericht. Gottfried, wiewohl offenkundig nicht diensttauglich, wird zum Tod verurteilt und Anfang Mai 1945 unter den blühenden Apfelbäumen von Oberretzbach erschossen – wenige Tage vor der Kapitulation. Milza, Kind und Mutter können sich nach Bayern retten. Als die Mutter 1956 in München stirbt, wandern Milza und ihre Tochter in die Vereinigten Staaten aus. Milza stirbt 1999 hochbetagt im Haus ihrer Tochter in New Hampton, Bundesstaat New York. Bis zuletzt spricht sie von ihrem „Friedrich“, wie sie ihn immer genannt hat. Milza hat nie wieder getrauert.

NOCH JAHERE. JA JAHRZEHNTELANG soll er auf der Lichtung gestanden sein, der Apfelbaum mit den Kugeln der Exekutionskommandos im Stamm. Ein Einheimischer, Robert Löscher, hat ihn fotografiert. Und er hat sich, kaum war er selbst im Jänner 1946 aus britischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, der Grab auf der Lichtung angenommen: Gebildet mit Kreuzen aus Birkenzweigen versehen und eine erste Tafel mit einer Inschrift angebracht. Hier, in diesem Waldesrieden, sei Euch die letzte Ruhe beschieden.

Wie viele Soldaten tatsächlich Ende April/Anfang Mai 1945 im Wald von Oberretzbach von der eigenen Armee hingemetzelt wurden, wird niemals bekannt werden. Die Erschießungen hätten nicht immer auf demselben Platz stattgefunden, ist zu hören. Als die Toten auf der Lichtung Ende der Siebziger auf den Retzer Soldatenfriedhof überführt werden, findet der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge jedenfalls die Überreste von fünf Opfern; eines bleibt unbekannt, drei werden mit Hilfe der Erkennungsmarke identifiziert, das fünfte, Gottfried Bernhard, von seiner Schwester, Hedwig Stifter, an Hand der Knieverletzung.

Das Grab des Aladár Wetz hat bis heute keinen Robert Löscher gefunden, der sich seiner angenommen hätte. Anfangs sei es noch durch einen Holzpflock gekennzeichnet gewesen, doch der ist längst verschwunden. Verschwunden wie so viele Dokumente, Akten, Chroniken jener sieben Jahre, die am 8. Mai 1945 ihr unwiderrufliches Ende fanden, verschwunden wie alles, was kennzeichnend machen könnte, wer für das mörderische Treiben des Feldgerichts von Mitterretzbach verantwortlich gewesen ist wie für all das, was den jüdischen Zwangsarbeitern von Mitterretzbach widerfuhr.

Die Taten blieben ungesühnt, die Täter unerkannt. Verpflichtung genug, wenigstens der Opfer angemessen zu gedenken. Was für die Kriegsgäbner von Oberretzbach möglich ist, muss für das Grab des Aladár Wetz, muss für das Zwangsarbeiterlager selbstverständlich sein: nicht dem Vergessen anheim gestellt zu werden. Bürgermeister Nigl scheint bereit. Was daraus folgt, darüber wird noch zu berichten sein.

... die hat man sich ausborgen können. Aber das waren lauter Stadtleute, die gelitten haben unter bäuerlicher Arbeit."

„Da hat's einen Bau gegeben, hätt' sollen für Zöllner sein. Und da, im Keller, hat ein Trupp Juden gewohnt, zehn, zwölf oder was ...“